

Nr. 211. Bromberg, den 29. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

Urheberrechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sie armes Kind!" sagte Frau von Ballin liebevoll. „Bleiben Sie doch bei uns. Wenn Ihr Vater verreist ist, können Sie das ja ruhig machen. Wir telephonieren in die Herrenstraße, daß Sie hier die Nacht verbringen, damit man sich dort nicht sorgt." Sie drückte auf die Klingel. „Sie sollen ein Zimmer nach dem Park zu haben, Komtesse. Dort ist es vollkommen ruhig. Nichts wird Sie wecken. — Wollen Sie?"

Eva Maria bejahte. Es kam langsam, schwer. Nur ein Fleckchen haben, wo sie baldmöglichst ruhen konnte. Sonst würde wieder dieses grauenhafte Dunkel sie überfallen, wie am Nachmittag.

Sie reichte dem Bankier die Hand. Er wünschte ihr einen gesegneten Schlaf, der alles Unpäßlichsein verscheuchte. Dann streckte sich ihre Rechte Elemer entgegen.

„Gute Nacht, Herr Radanyi!"

„Gute Nacht, Komtesse. — Wir sehen uns nicht mehr, ehe ich reise? — Ich fahre morgen mit dem ersten Frühschnellzuge!"

Sie sah ihn verständnislos an, ihre Gedanken liefen die letzten drei Jahre zurück. Hin zu dem Abend, wo sie Abschied genommen hatte von ihm. — So ganz, ganz anders als heute. Wenn sie noch einmal die Arme um ihn legen dürfte wie damals. Es war alles vorbei.

Ohne ihm geantwortet zu haben, ging sie aus dem Zimmer. Alice Ballin schob ihren Arm durch den Eva Marias. „Ich bringe Sie auf Ihr Zimmer, Komtesse. Sie nehmen noch ein Migränepulverchen und legen sich dann ganz flach. Bis morgen ist alles gut!"

Elemer sah den beiden nach, bis sich die Türe hinter ihnen geschlossen hatte. Er überhörte, was Ballin frug.

„Was seufzt du so?", sagte der Bankier. „Hast du Liebeskummer?"

„Ich?" Radanyi lachte gezwungen und stürzte ein Glas Wein auf einen Zug hinunter. „Hast du irgendwie Einblick in Gellerns Verhältnisse, Onkel?"

Ballin sah ihn überrascht an, Gellern? — Wie kommst du darauf? — Interessiert dich das?"

„Ja!"

„Genaues kann ich dir natürlich nicht sagen. Nur was man so spricht. Schon seine Pferde allein repräsentieren ein Riesenvermögen. Seine Mutter ist eine Scengeryi gewesen. Die Scengeryi sind im Geld beinahe erstickt, — früher — wie es jetzt ist, weiß ich nicht. Der Besitz in Ungarn ist ihnen für alle Fälle verblieben. Er geht dem Werte nach in die Millionen. Er fällt, so viel ich gehört habe, einmal an Gellern. Ein armer Teufel ist er also sicher nicht."

Radanyi biß sich die Lippen wund. Ballin sah ihn forschend an. „Ich weiß nicht, wo du mit deiner Frage hinaus wolltest, Elemer, aber wenn du so weiterverdienst, wie die letzten drei Jahre, kannst du dich ruhig einmal neben ihn stellen!"

Radanyi seufzte nochmals auf. Er wollte etwas sagen, aber Alice kam zurück und berichtete, sie habe Eva Maria gleich selbst zu Bett gebracht. Sie tue ihr so furchtbar leid. Ganz wachsfarben liege sie in den Kissen.

Radanyi suchte seine Gedanken zu konzentrieren, aber es war ihm unmöglich. Gellerns Vermögen — Eva Marias leichenblasses Gesicht, Reue, daß er so herzlos gehandelt hatte an ihr — Eifersucht, Verlangen, sie noch einmal im Arm zu halten, alles lief wirr durcheinander.

„Komm", Alice steckte ihren Arm durch den seinen. „Wir wollen noch einmal spielen zusammen!"

Sie ging mit ihm in das anstoßende Musikzimmer und schlug den Flügel auf. Er nahm unlustig seine Geige aus dem samtgefütterten Behälter und stimmte sie rein. „Was soll ich spielen, Tante?"

Sie nannte eines der Lieder, die man drüben in Amerika so häufig zu hören bekam.

„Es liegt schon in meinem Koffer, Tante, soll ich es holen?"

„Ja, Elemer. Aber geh leise, bitte. Eve Maria schläft in dem Zimmer gegenüber dem deinen. Wenn sie wach wird, ist mein ganzes Migränepulver umsonst gewesen!" Sie sah ihn dabei mit stummem Vorwurf an.

Er stieg die teppichbelegte Treppe hinauf und obwohl der Bodenbelag im Korridor keinen Laut hörbar werden ließ, schlich er auf den Zehen den matterleuchteten Gang zurück. Vor Eva Marias Zimmer machte er Halt und lehnte sich gegen den eichenen Rahmen. Seine Wange drückte sich an die Füllung. „Gute Nacht, du — gute Nacht!" Beide Hände faltete er über dem harten Holze: „Vergib mir — vergib mir, sag doch, ob du mir vergeben hast! —" Leise knarrte das Holz der Schwelle. — Erschrocken trat er zurück und legte den Kopf von neuem dagegen. — „Laß dich noch einmal sehen, Eve Mi, süße, kleine Eve Mi — dann kann ich es nimmer für ein ganzes, langes Jahr — Hast du mir denn nichts mehr zu sagen!? — Nichts!? — Du weißt doch, wie ich dich liebe — du weißt es doch."

Ein Schritt von irgendwoher ließ ihn auffahren. Er schlich hastig nach seinem Zimmer und sah noch einmal nach ihrer Türe zurück. Sie blieb geschlossen und doch lag das Glück seines Lebens dahinter, das er aus den Händen hatte gleiten lassen.

Er fuhr sich über die Augen und drückte die Türe seiner Räume behutsam hinter sich zu. Aus seinem Schlafzimmer kam das mattrosa Licht der Nachtampel. Die Perlvorhänge, welche die beiden ineinandergehenden Zimmer trennten, glitzerten schillernd auf. Er hob die Hand, sie zurückzuschieben und ließ sie wieder sinken. Seine Augen weiteten sich in Schreck und Überraschung. Er zog den Atem lautlos durch den halbgeöffneten Mund, als könnte dessen Hauch ihn zum Verräter werden. Vor seinem Schreibtisch stand Eva Maria und drehte geräuschlos den Schlüssel des Mittelfaches. Sie sah sich um. Es blieb alles ruhig. Sie begann die Schubfächer zu öffnen und legte seine Briefschaften heraus, dann verschloß sie wieder alles mit einer Lautlosigkeit, die jedem Diebe Ehre gemacht hätte. Sie schien nicht zu finden, was sie suchte. Radanyi las die Enttäuschung in ihrem Gesichte, als sie sich umwandte.

Dicht an ihm vorbei — ihr Arm streifte die Perlen — ging sie nach dem Mahagonisekretär in der Ecke und ließ den Klapptisch herunterfallen. Das Räumen und Suchen begann von neuem.

Ein maßloser Zorn stieg in Radanyi auf. Alle Weichheit fiel von ihm ab. Was hatte sie in seinem Eigentum zu wühlen? — Was suchte sie? — Dokumente, die sich auf seine Geburt bezogen? Glaubte sie, er sei ein Kind der

Schande? — Fahndete sie nach Liebesbriefen, die sie in seinem Besitze wähnte?

Er achtete nicht mehr auf das Klirren der Perlen. Eva Maria überhörte es vollkommen. Er sah, wie sie alles wieder zurücklegte und hastend etwas zwischen die Falten ihres Kleides schob.

„Verzeihung, Komtesse, wenn ich störe!"

Mit einem kaum unterdrückten Schrei wandte sie sich um. Als sie sich ihm gegenübersah, brannte ihr Gesicht in grenzenloser Scham. In dem seinen aber stand nichts als Kälte und Verachtung.

Er trat einen Schritt zurück, um ihr den Weg an sich vorüber frei zu machen. Beide Arme zog er dabei gegen seinen Leib, um sie nicht zu streifen.

Sie sah es und zuckte zusammen. Einen Augenblick zögerte sie. Dann glitt sie vor ihm nieder.

„Vergib mir — daß ich dich bestohlen habe!"

Ihr Kopf lag gegen seine Knie, ihre Schultern zuckten. In ihm war alles Aufruhr. Mit beinahe rohem Griff hob er sie an beiden Armen hoch und drückte sie schonungslos an die Schmalwand des Zimmers. „Was suchtest du bei mir!"

Sie fühlte seinen Atem dicht an ihrem Gesichte. „Was du suchtest", keuchte er. — „Ist das andere alles noch nicht genug? Das andere? — Daß du zu Nacht in Gellerns Haus läufst und — und —" er wagte es trotz allem nicht, ihr den Schimpf ins Gesicht zu schleudern. — „Der Zigenner war dir nicht gut genug — ein Herrenreiter ist ein anderes Ding und seine Milliarden stehen hinter ihm, — das ist es — das ist es — das hast du gewußt. Um sein Geld hast du alles vergessen, — alles — die Kindertage, mein Warten die ganzen langen Jahre! — Getrunken habe ich, in den Spelunken bin ich gesessen, und an allem bist du schuld — an allem du!"

Er ließ sie plötzlich los. Sie taumelte. „Laß mich gehen, Elemer!" Sie hing mehr gegen die Mauer, als sie stand. „Laß mich gehen!" wiederholte sie.

„So geh doch! — Warum gehst du nicht? — Zu ihm, nicht wahr, zu ihm. Er wohnt ja gar nicht weit!"

Sie wollte einen Schritt nach vorwärts machen. Lautlos fiel sie ihm gegen die Schulter. Im nächsten Moment taumelte sie wieder empor. Mit zitternden Fingern griff sie in die Brustfalten ihres hellen Abendkleides. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie, was sie darin verborgen hatte, in seine Hand.

„Ich — wollte ja nur ein Erinnern an dich!"

Er sah, daß es ein Lichtbild von ihm war. Eines aus der allerletzten Zeit. Mit einem Ruck schleuderte er es auf den Tisch. Seine Gestalt wuchs vor ihr auf, dann sank sie zusammen.

„Geh, Eve Mi! — Geh! — Es ist ja nun doch alles zu Ende. — Ich bin's ja nicht wert!"

Er schlug die Hände vor das Gesicht.

Sie umschloß seinen Körper mit beiden Armen. „Elemer! — Elemer! — Muß denn das alles sein? — Warum hast du mir denn so furchtbar weh getan? — So furchtbar weh! — Du hast es doch gesehen, wie ich gelitten habe. — Und hast dich nicht erbarmt. Und weißt doch, wie lieb ich dich habe — immer schon!"

Sie zog ihm die Hände vom Gesicht und umschloß seine Wangen. „Wenn ich schuld bin an allem, wie du vorhin sagtest, dann will ich ja gut machen, wie ich kann. Das unselige Wort von damals bitt ich dir ab, alles —"

„Eve Mi — Eve Mi!" Er hob sie in die Arme, wie ein Kind. „Das ist es alles nicht, mein Mädchen. — Nur daß du bei ihm warst — das, das hat mich halb wahnsinnig gemacht. — Warum hast du mir das getan?"

Er hatte sie nach dem schmalen Ruhebett getragen, das quer in der Ecke des Zimmers stand. Er bettete sie bequem und kniete daneben nieder, den einen Arm unter ihren Rücken gelegt, während seine Rechte ihre kalten Finger umklammert hielt.

„Was hast du bei Gellern gemacht? Sei ehrlich, Eve Mi — es geht um das ganze Glück meines Lebens."

„Elemer." Ihr Blick hing an dem seinen. „Ich habe dich damals bei Ballins gesucht. Du warst nicht da. Ich ging zu Fuß, weil ich allein sein mußte mit all meiner Last. Da hielt einer auf der anderen Seite der Straße mit mir Schritt, hin und her, wie ich auch lief. Vor Furcht drückte ich auf die nächste Eingangsglocke. Ich wußte ja nicht, wer darinnen wohnte. Da kam Gellern und brachte mich zu seiner Mutter und dann nach Hause. — Elemer, wäre es dir denn lieber gewesen, wenn ich dem anderen Unbekannten in die Hände gefallen wäre?"

Er legte wortlos sein Gesicht in ihren Schoß. Aber es war ihm noch nicht genug. „Und heute, du — heute, bist du wieder an seiner Seite gekommen!"

„Durch einen Zufall, Elemer. Im Park erst. Ich kann ja nichts dafür. — —!"

Die Tränen liefen ihr über die Wangen. Er sprang auf und beugte sich über sie und überschüttete sie mit der ganzen haltlosen Leidenschaft seines heißen Blutes, das doch wiederum von dem vererbten Feinempfinden der Mutter gezügelt wurde. Sie lag bleich wie der Tod mit geschlossenen Augen und wehrte ihm nicht. Unter den geschlossenen Wimpern aber rannen die Tropfen unablässig auf sein Gesicht und seine Hände.

„Sieh mich doch an, mein Mädchen!" bettelte er innehaltend. „Sieh mich doch an. Morgen hast du mich ja nicht mehr!"

Sie hob ihm beide Hände entgegen. „Bleib, Elemer!"

„Ich kann ja nicht!" Er saß neben ihr und bettete ihren blonden Kopf in seine beiden Hände! „Ich habe unterschrieben, Eve Mi. Wenn ich nicht reise, bin ich kontraktbrüchig!"

Sie sah ihn an, öffnete zu einer ungesprochenen Frage den Mund und blickte dann an ihm vorbei.

„Was wolltest du mir sagen, mein Liebes?" drängte er. „Ich muß es wissen!"

Ein kurzes Zögern und ein feines Rot auf den Wangen frug sie ohne einen Ton des Vorwurfes: „Wer ist die kleine Ellen, mit der du reisen wirst?"

Er blieb ernst und liebkoste ihre Hände. „Sie ist die Tochter des Newyorker Großindustriellen Pier van der Veldt. Nichts für mich, mein Mädchen. Ein Kobold. Kein Kamerad fürs Leben. Weißt du, wie es in „Dreizehnlinden heißt?"

„Dunkel ist die kleine Tora — doch ich liebe blonde Locken. Blonde Locken, licht und sonnig — Wie der Flachs an Freias Rocken."

Er ließ Eva Marias lichtes Haar schmeichelnd durch seine Finger gleiten.

Sie legte die Arme um seinen Hals und drückte sich verängstigt an ihn: „Elemer! — Was wird aus mir, wenn du mich vergißt!"

„So niedrig schätzt du mich ein, Eva Maria? — Habe ich dich vergessen, als du nach Schottland gingst? — Damals warst du noch ein Kind. — Und heute — heute bist du meine Braut, die auf mich wartet, bis ich sie holen komme. Ich komme, Eve Mi. So wahr der Himmel über der Pußta steht, so sicher kannst du auf mich rechnen. Glaubst du mir das?"

„Ja!" sagte sie vertrauend. „Schenk mir zum Gedenken an dein Wort das Bild, um das ich dich bestehlen wollte."

Er erhob sich, ging nach dem Sekretär und entnahm ihm die gesamten Photographien, die er dort aufbewahrte. Alle, ohne Ausnahme, legte er in ihren Schoß. Während sie eine nach der anderen in stiller Seligkeit betrachtete, schrieb er mit seinen steilen Buchstaben eine Widmung auf die Rückseite des Bildes, das auf dem Tische lag.

„Meiner heißgeliebten Braut zum treuen Gedenken — Elemer."

„Ist es so recht, Eve Mi?" frug er, es ihr hinüberreichend.

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Er ergriff sie hastig: „Schwöre mir, daß du mein Weib werden willst. Daß du auf mich wartest. Daß du dich keinem anderen gibst, solange ich fort bin!"

„Ich schwöre es dir, Elemer!"

Sie hatte sich von dem Ruhebett erhoben. Auge in Auge standen sie. Er prägte sich jede Linie ihres Körpers ein. „Daß ich dich wieder finde!" sagte er, „wenn ich komme und du wolltest dich vor mir verstecken!"

„Elemer!"

Er nahm sie ganz zart und behutsam nochmals in seine Arme.

„Behüt dich Gott, mein Mädchen. Wenn dir das Warten schwer wird, dann denke, ich habe es drei Jahre ertragen. Und war in Ungewißheit, ob ich dich je besitzen würde. Du aber weißt, daß ich dich liebe und daß du ohne Bangen hoffen kannst!" Er wischte ihr leise die Tränen fort. „Weine nicht, Eve Mi! Mein Herz und meine Seele, alles lasse ich bei dir. — Küsse mich noch einmal und sage mir, daß du mir vergeben hast, was ich dir getan habe!"

Sie nickte nur.

„Alles, du armes Lieb?"

„Alles —", stammelte sie.

„Ich danke dir. Und nun geh!" Er schob sie von sich. „Jede Minute macht es schwerer."

Ein Schritt wurde im anstoßenden Zimmer hörbar.

„Elemer!" In maßlosem Schrecken und jäher Scham suchte Eva Maria bei dem Geliebten Deckung.

In raschem Besinnen schaltete er die Beleuchtung aus und drückte sie auf das Ruhebett. Dann verließ er den Raum.

Beinahe gleichzeitig schoben er und Alice Ballin die Perlvorhänge zur Seite. Jedes Staunen im Gesichte.

„Tante — du?"

„Elemer, was machst du denn so lange? Ich habe mich gesorgt."

(Fortsetzung folgt.)

Im letzten Augenblick.

Skizze von K. Struppe-München.

Der Donaudampfer, der von Passau nach Wien fuhr, ging schon früh morgens um fünf Uhr ab. Unter den Fahrgästen der ersten Klasse befand sich eine nicht mehr ganz junge Dame, die durch die Vornehmheit ihrer Kleidung auffiel. Sie schien keinen Wert darauf zu legen, mit anderen ein Gespräch anzuknüpfen, hielt sich etwas abseits, und wenn sich jemand mit einer Frage an sie wandte, gab sie nur knappen, höflichen Bescheid. Dann vertiefte sie sich gleich wieder in die Landkarte ihres Reisebuches. Einem aufmerksamen Beobachter konnte ihre innere Unruhe nicht entgehen. Sie blickte häufig nach dem Landungssteg, auf dem sich die Einsteigenden drängten: Familien mit Kindern, junge Ehepaare, einige Landgeistliche und behäbige Geschäftsleute, die an den nächsten Stationen wieder aussteigen würden. . . . Aber der, den sie suchte, war nicht darunter.

Sie schaute an dem altertümlichen Rathaus entlang und in die umliegenden engen Gassen, als hoffe sie, zwischen den hochgiebeligen Häusern jemanden auftauchen zu sehen. Nervös blickte sie auf ihre Armbanduhr; es war schon fünf Uhr vorbei, und um fünf Uhr zehn ging das Schiff ab. Dabei war es nicht jene oberflächliche Unruhe, die uns überfällt, wenn wir bestimmt jemanden erwarten und nun fürchten müssen, der Betreffende versäume den Zug oder das Schiff. Solch eine Unruhe ist viel merkbarer und aufdringlicher, aber auch harmloser. In der Frau bebte eine tiefe, verhaltene Erregung, die sich kaum nach außen hin verriet.

Sie bemühte sich, gleichgültig über den Zugang zum Landungssteg hinzublicken oder das Gesicht ganz von dieser Stelle wegzuwenden — flußabwärts, einem fernen Ziele zu. Aber es gelang ihr nur schwer.

„Gnädige Frau erwarten noch jemand?" fragte sie plötzlich ein älterer Herr, den sie flüchtig vom Hotel her kannte und der sich schon öfter bemüht hatte, ein Gespräch mit ihr zu beginnen.

„Ich?" sagte Frau Hella und suchte jede Verlegenheit zu verbergen. „Eigentlich nicht. Ich verlasse mich auf den Zufall." Und sie begann ein wenig auf- und abzugehen. „Es ist kühl hier oben . . ."

„Schon eher kalt. Will sehen, daß ich im Speisesaal heißen Kaffee bekomme. Darf ich auch gleich für Sie Frühstück bestellen, gnädige Frau?"

„Danke. Ich werde später hinunter kommen. Wenn das Schiff abgegangen ist."

Später, wenn ich sicher weiß, daß er nicht gekommen ist. Denn jetzt hoffe ich noch immer. Noch fünf Minuten. In fünf Minuten kann viel geschehen. In fünf Minuten kann man auch an vieles denken: Wie man vor zwölf Jahren zum erstenmal diese Fahrt machte, eine billige und doch so wunderreiche Hochzeitsfahrt. Wie jung und leichtfüßig man sich damals fühlte! Kurz vor der Abfahrt des Schiffes war Axel noch einmal ans Land gesprungen, um bei einem Bauern, der drüben am Rathaus Obst feil hielt, Kirschen zu kaufen. Dabei hatte er sich verspätet. Unten zogen sie schon die Landungsbrücke ein. „Bitte, warten Sie noch ein wenig", hatte Hella ängstlich gesagt, „ein Fahrgast fehlt noch." Da kam Axel auch schon gelaufen, mit der offenen Tüte in der Hand, und wartete gar nicht, bis man den Steg wieder in Ordnung brachte, sondern sprang mit einem Satze vom Kai aus ins Schiff. Am Boden lagen die Kirschen verschüttet, und die Umstehenden lachten . . .

Was hatte es seit jenem Julimorgen alles gegeben? Viel Liebe und Arbeit und dann auch Streit. Viel Streit. Viel Nichtverstehen. Viel Schuld, auf beiden Seiten, namentlich auf der ihrigen. Seit vier Jahren waren sie auseinander, für ganz und für immer — wie Hella all die Zeit her meinte. . . . Bis sie vor zwei Tagen abends wieder an der Schiffslandestelle stand, um sich wegen der Fahrkarte zu erkundigen. Da war die Erinnerung über sie gefallen.

Heute, jetzt in dieser Morgenstunde begriff sie es kaum mehr, daß sie der Eingebung einer Sekunde folgen und dieses verrückte Telegramm an ihn hatte aufgeben können. Als ob man mit ein paar Worten jahrelange Feindseligkeiten überbrücken und haushohe Schuld gleich dürren Blättern wegräumen könnte! Vorgestern aber in dieser seltsam sehnsüchtigen Abendstunde hatte sie das geglaubt und sich gedacht: Was ist denn eigentlich Schreckliches geschehen? Im Grunde waren es doch nur Torheiten. Nichts, was unheilbar wäre.

Sie schickte keinen langen Brief voll toter Erklärungen, sondern nur den kurzen Aufruf: „Schiffsabfahrt fünf Uhr zehn. Komm!" Wenn es ihrer Botschaft gelungen war, wie mit lebendigen Hämmerchen an sein Herz zu klopfen, dann mußte er gestern abend hier angekommen sein. Sie hätte das leicht am Bahnhof sehen können, aber sie wollte nicht. Warum sich die Glückserwartung verkürzen? Hier, im letzten Augenblick sollte es sich entscheiden, ob es eine Fahrt ins Glück werden sollte, in ein neues und fester begründetes, weil durch viel Leid errungenes Glück.

Fünf Uhr acht. Die Abfahrtsglocke tönt, und die Reisenden atmen befreit auf. Aus dem Speisesaal kommt schon würziger Kaffeeduft. Hella denkt: Es ist am vernünftigsten, wenn ich gleich zum Frühstück hinunter gehe und die Reise in bürgerlich-behaglicher Weise beginne, statt verstiegenen Ideen nachzuhängen. In der frischen Morgenkühle erscheint ihr das, was sie gestern abend getan, geradezu grotesk.

Zum zweitenmal klingt die Schiffsglocke. Die Maschinen rattern schon ganz bedenklich, und die schwarze Rauchsäule aus dem Kamin verdeckt wie ein bösartiges Ungetüm den blassen Morgenhimmel.

Unten schicken sie sich an, den Landungssteg einzuziehen. Fast möchte Hella hinunter rufen: Bitte, warten Sie noch ein wenig, es fehlt noch ein Fahrgast! Aber das ist nicht notwendig. Die Männer sehen schon selbst, daß noch einer gelaufen kommt — und eine offene Obsttüte in der Hand hält . . .

Sie bringen den Steg schnell wieder in Ordnung, und Axel hat nicht nötig, einen jugendlich-waghalsigen Sprung zu tun: Er kann mit festen, sicheren Schritten das Schiff betreten — zur Fahrt in ein neues Glück.

Die Odyssee der Ozeanflieger Hassell und Cramer.

Auch nach ihrer Rettung ließ ihnen das Mißgeschick keine Ruhe.

Über die seinerzeit unter dramatischen Umständen erfolgte Rettung der beiden Ozeanflieger Hassell und Cramer ist ausführlich berichtet worden. Wie aber jetzt erst bekannt wird, haben die Abenteuer der beiden Flieger mit ihrer Bergung durchaus noch nicht ihren Abschluß gefunden, vielmehr heftete sich auch jetzt noch eine Hydra von Mißgeschicken an ihre Spuren, der sie fast noch zum Opfer gefallen wären.

Der erste authentische Bericht eines Augenzeugen.

Professor H o b b s, der wagemutige Leiter der Rettungsexpedition der Michigan-Universität, der sich augenblicklich zusammen mit Hassell und Cramer auf der Heimfahrt nach Kopenhagen befindet, wo sie am 26. September eintreffen sollen, verbreitet jetzt auf radio-telegraphischem Wege über die an Zwischenfällen jeder Art reich gesegneten Tage unmittelbar n a c h der Rettung der beiden Flieger einen sensationellen Bericht, der bisher in der deutschen Presse völlig unbekannte Einzelheiten enthält.

Professor Hobbs schildert zunächst in bewegten Worten die Szenen beim Empfang Hassells und Cramers auf dem Flugplatze von Lloyd. Zu langen Kundgebungen jedoch blieb keine Zeit, der Sommer war bereits zu Ende und die ersten Schneefälle schon eingetreten. Glücklicherweise lag gerade die „Makuat", ein Sechs-Tonnen-Motorboot mit Eskimo-Bemannung bereit, um am 4. September einige Leute nach dem Festlande zu bringen. Es wurde nicht lange überlegt. Zusammen mit fünf Mitgliedern der Rettungsexpedition schifften sich die beiden Ozeanflieger auf dem Boot ein, mit dem sie Sukkertoppen nach zwei- oder dreitägiger Fahrt durch den Fjord zu erreichen gedachten.

Im Eismeer verirrt.

Kurz vor Morgengrauen des 5. September stieß die „Makuat" unvermutet auf ein Felsenriff, konnte sich aber wieder frei machen und die Fahrt fortsetzen.

Professor Hobbs jedoch kam der Gang des Boots verdächtig vor, und als der Tag angebrochen war, ging er sofort an Deck, um nach dem Rechten zu schauen. Zu seiner größten Überraschung stellte sich nun heraus, daß das Boot sich gar nicht innerhalb des nur wenige Kilometer breiten Fjords befand, sondern auf die Nordküste, die sich scharf vom Horizont abhob, zutrieb.

Während Hobbs, noch in Gedanken versunken, das Rätsel der veränderten Fahrtrichtung zu lösen suchte, hörte er plötzlich aus der Kajüte einen gellenden Schrei: der Bootskiel füllte sich mit Wasser! Der aufgeregte Eskimo-Kapitän steuerte geradewegs auf die Küste zu, um sein Schiff so schnell wie möglich in Sicherheit zu bringen.

Der an sich schon überanstrengte Motor gab seine letzten Kräfte her, aber es war schon zu spät.

Die „Makuat" kenterte.

Glücklicherweise jedoch geschah das Unglück zwischen zwei Felsklippen, die ein völliges Umschlagen des Bootes verhinderten.

Bevor das Rettungswerk in Angriff genommen werden konnte, mußte eine Klippe ausfindig gemacht werden, auf der man Zuflucht suchen konnte. Nachdem endlich eine passende Felsplatte gefunden war, schleppten die Teilnehmer der Rettungsexpedition, die beiden Ozeanflieger und die Eskimos sämtliche Vorräte und Wertgegenstände auf das rettende Eiland, und eine Stunde nach dem Schiffbruch saß man schon inmitten eines unbeschreiblichen Durcheinanders beim wärmenden Lagerfeuer beisammen. Hassell und Cramer, deren gute Laune unverwüstlich war, hatten sich schon mit ihrem Schicksal abgefunden, und waren froh, Zelte, Schlafdecken und Lebensmittel für einige Tage gerettet zu haben.

Sobald es genügend hell geworden war, kletterte Professor Hobbs auf den Felsen, um Ausschau zu halten. Die Klippe, auf welche die Schiffbrüchigen sich gerettet hatten, lag etwa dreißig Kilometer von der Mündung des Fjords entfernt. Die einzige menschliche Ansiedlung in dieser Gegend, das Eskimo-Dorf Kargamuit, befand sich in etwa vierzig Kilometer Entfernung an der grönländischen Küste.

Zwei von den Eskimos, denen die Gegend gut bekannt war, wurden daher bestimmt, sich in einem kleinen Rettungsboot auf den Weg zu machen, um den Dorfältesten der Eskimoansiedlung um Hilfe zu bitten. Die beiden Eingeborenen brachen auf, und für die Zurückgebliebenen hieß es nun, sich mit Geduld zu wappnen und die Ereignisse abzuwarten . . .

Zwei Tage und zwei Nächte auf dem Felsenriff.

Der zweite und der Morgen des dritten Tages vergingen, ohne daß die geringste Hilfe eintraf. Einer von den Eskimos, der ein Gewehr besaß, wurde, da der Lebensmittelvorrat abnahm, auf die Jagd nach Schneehasen ausgeschickt, während ein Teilnehmer der Rettungsexpedition Fische zu angeln suchte.

Die Lage begann bereits kritisch zu werden, als plötzlich gegen Mittag ein Motorboot am Horizont auftauchte. Es war die „Nipisak", ein kleines Motorboot, das von Sukkertoppen kam und alle möglichen Hilfsmittel an Bord führte.

Die Begeisterung, mit der das Ersatzschiff aufgenommen wurde, war unbeschreiblich. Die Ozeanflieger und ihre Begleiter brachen sofort mit der „Nipisak" auf, und gelangten am 7 September gegen Abend in Kargamuit an, und machten sich am anderen Tage nach Sukkertoppen auf den Weg, das sie gegen Mittag erreichten.

Da man die Hoffnung hegte, in Gothaben den Dampfer „Disko" zu erreichen, lichtete die „Nipisak" sofort wieder die Anker. Unter mancherlei Zwischenfällen trat man den Weg nach Gothaben an, denn während der ganzen Fahrt streikte der Motor ständig. Mehrmals mußte zwischen den Felsen Anker geworfen werden, um das Boot nicht dem Zerschellen preiszugeben.

Erst während der Nacht nahm man die Fahrt wieder auf, doch als die „Nipisak" die gefährliche Gegend verlassen hatte, geriet sie ins offene Meer und damit in den Machtbereich des ziemlich heftig bewegten Meeres. Wie durch ein Wunder entgingen die Schiffbrüchigen abermals dem Untergang, trotzdem die „Nipisak" mehrere Male auf tückischen Felsenriffen festfuhr.

Endlich gerettet!

Anderntags gegen 7 Uhr trafen Hassell, Cramer und ihre Begleiter endlich in Gothaben ein — die „Disko" aber war schon fort! Glücklicherweise jedoch wartete ein anderes Schiff, die „Fulton", ein Achthundert-Tonner, auf die Abfahrt nach Ivignut und Kopenhagen. Der Kapitän lud die Schiffbrüchigen zur Mitfahrt ein, und diese nahmen mit Freuden an.

Am 26. September sollte, wie Professor Hobbs am Schluß seines interessanten Berichts versichert, der Dampfer in Kopenhagen eintreffen, und am 10. Oktober hoffen die amerikanischen Teilnehmer der Rettungsexpedition wieder in Newyork zu sein.

B. M. V.

Nach der Premiere.

Richard Strauß war der gefeierte Gast. Zu ihm drängten sich Männer und Frauen, ihm galten die Trinksprüche, und ihm zu Ehren wollte eine Dame aus dem „Rosenkavalier" singen.

„Oh Himmel, was hab' ich für eine Angst!" gestand sie kokett dem Meister.

„Na, und ich erst", beruhigte sie Richard Strauß.

Die Juwelenbörse von Paris.

Milliardenschätze im Kaffeerestaurant.

Einen seltsamen Sitz hat sich die Zentrale des inoffiziellen Pariser Edelsteinhandels ausgesucht: ein einfaches Kaffeerestaurant, Ecke Rue Lafayette und Bufault. Hier findet sich täglich alles zusammen, was am Edelsteinhandel Interesse hat, ehrliche Händler und Gauner, Leute, die alle Idiome der Welt sprechen. Es geht zu wie beim Turmbau zu Babel, es versteht keiner den anderen, und geschickte Dolmetscher müssen den geschäftlichen Verkehr unterstützen.

Wenn man in die Nähe dieser Juwelenbörse kommt, sieht man schon auf offener Straße einen Knäuel gestikulierender und schreiender Menschen, die ungeachtet des Verkehrs der Weltstadt kaufen und verkaufen; wenn es regnet, finden diese Händler Unterschlupf in den nächstliegenden Haustoren. Die eigentliche Juwelenbörse im Kaffeehause selbst ist nur der Elite der Edelsteinhändler zugänglich. Zu ihnen gehören natürlich vor allem die französischen Händler; dann sind auch London, Antwerpen, Amsterdam, Polen und der Orient stark vertreten. Es sind Schätze aus Tausendundeiner Nacht, die während der Börsenstunden in dem bescheidenen Lokal zu finden sind: Geschmeide, dessen Anblick das Herz jeder Frau höher schlagen ließe, Diamanten, Rubine, Saphire, Smaragden. Jeder dieser fast ärmlich gekleideten Männer trägt ein Vermögen in seiner Tasche, und es werden bei diesen Geschäften Riesenumsätze erzielt.

Die Präzisionswaage ist das notwendigste Geschäftsrequisit, dann natürlich auch die Lupe. Das Karat ist das Einheitsgewicht, vier Karat sind ein Gramm und zwanzig Gran sind ein Karat. Die Steine müssen auf das Genaueste abgewogen werden, und ebenso genau kommen sie unter die Lupe, die Leute, die hier handeln, verstehen ihr Geschäft, die ehrlichen Händler sowohl wie die Gauner. Und erst nach langem Hin und Her, nach ewigem Prüfen und Wiegen werden die Geschäfte abgeschlossen, werden Banknotenbündel gereicht gegen ein paar Steine.

Die Polizei der französischen Hauptstadt, die ja als Eldorado der Juwelendiebe bekannt ist, hat natürlich ein scharfes Auge auf diese Edelsteinbörse; und es gelingt auch ab und zu, einen Juwelenmarder festzunehmen, der hier seinen Raub loszuwerden sucht. Man fragt hier, namentlich unter den Straßenverkäufern, nicht viel, woher die Schätze stammen, die angeboten werden; man kauft und bezahlt, und der, der unredlich erworbenes Gut losgeworden ist, geht erleichterten Herzens seiner Wege.

St. F.



*** Eine Millionenerbschaft, die keine war.** Ein sehr interessanter Prozeß wird sich demnächst vor ungarischen Gerichten abspielen. Ungarische Zeitungen hatten vor verschiedenen Monaten geschrieben, daß in einem Städtchen des nordamerikanischen Staates New Jersey ein vor fünfzig Jahren aus Ungarn eingewanderter Mann verstorben sei, der ein Vermögen von 20 Millionen Dollar hinterlassen habe. Da der Verstorbene in Amerika keine Angehörigen gehabt habe, müsse das riesige Vermögen etwaigen Verwandten in Ungarn zufallen. Ein Kaufmann mit Namen Eugen Weinreb, in dem ungarischen Städtchen Miskolcz, dessen Verwandtschaft mit dem Verstorbenen sehr leicht nachzuweisen war, verkaufte sofort sein Anwesen und reiste nach Nordamerika, um dort das große Erbe anzutreten. Wie erstaunte er jedoch, als er nach Amerika kam und dort feststellen mußte, daß das hinterlassene Vermögen nicht 20 Millionen, sondern nur 2000 Dollar ausmachte. Infolge des Artikels in den ungarischen Zeitungen hatten sich außerdem schon 183 Personen als erbberechtigt angemeldet. Weinreb hat nun einen Prozeß auf Schadloshaltung gegen alle Zeitungen eingeleitet, die die Notiz von der großen Erbschaft gebracht haben.

*

*** Am unrechten Platz.** Der große Astronom Schubert war sehr schüchtern, und vermochte sich in größeren Gesellschaften selten zur Geltung zu bringen. Bei einem Hofzirkel, zu dem er geladen war, benahm er sich so linkisch, daß er allgemein auffiel und man über ihn spottete, daß sich ein so gelehrter Mann so ungeschickt benehmen könne. „Je nun", meinte ein Witzbold beißend, „den guten Schubert macht es ohne Zweifel so konfus, so viele Sterne auf der Brust der Herren am unrechten Platz zu sehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.